

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 10

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anton Krättli

DIPLOMAT UND SCHRIFTSTELLER

Varnhagen von Ense und sein Werk

Der Name begegnet immer wieder, wenn man sich in Geschichte und Literaturleben zur Zeit der napoleonischen Wirren, des Wiener Kongresses, der Restauration und der Durchbrüche zu verfassungsmässig verankerten Volksrechten in Deutschland umschaut. Der Mann, der den Namen trägt, ist jedoch trotz seiner Omnipräsenz in seiner Epoche vor allem bekannt als der Ehemann der wohl bedeutendsten Frau ihres Zeitalters, der berühmten Rahel, die in Berlin nicht nur die Romantiker, sondern auch die Vertreter des «Jungen Deutschland» in ihrem Salon zusammenführte.

Varnhagen ist jedoch vor allem der Verfasser ausserordentlich informationsreicher Memoiren, ein Zeitgenosse Fichtes, Schellings, Chamisso, Brentanos, des alten Goethe, mit ihnen allen persönlich bekannt wie mit Jean Paul, mit Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, mit Troxler, Ludwig Uhland und Justinus Kerner, man kann sie gar nicht alle aufzählen. Seine Schriften sind der Spiegel, in dem sich die kulturelle und die politische Elite seines Zeitalters abbildet. Nur eben, wie denn war er selbst? Als ihn Troxler in Wien kennenlernte, der anerkannte Arzt und Verfasser medizinisch-naturwissenschaftlicher Schriften den abenteuernden Medizinstudenten, der sein Studium aufgegeben hatte, in die österreichische Armee eingetreten und alsbald bei Wagram verwundet worden war, begegnete er ihm mit Zurückhaltung und tadelte ihn gar, weil er der Heilkunde untreu geworden war. Troxler, der in geordneten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war, kannte damals wohl nicht die Kindheits- und Jugendgeschichte Varnhagens, dessen Familie sich aus politischen Gründen trennen musste, als der Knabe erst vier Jahre alt war. Mutter und Schwester blieben in Düsseldorf zurück, als 1789 in Paris die Revolution ausbrach, während der Vater mit dem

Jungen ein unstetes Wanderleben begann, nach Brüssel zog, nach Aachen, nach Strassburg, nach Hamburg. Der bewegten Zeit entsprach eine schon rein äusserlich durch immer wieder neue Ortswechsel bewegte Jugend Karl Augusts. Der Vater gedachte den Sohn für das Studium der Medizin vorzubereiten. Er war selber Arzt, der Beruf eine alte Familientradition. In Jena und in Tübingen hat der junge Varnhagen zwar das Medizinstudium begonnen; aber die Zeitläufte zogen ihn stärker in ihren Bann, er trat in die österreichische Armee ein, wurde verwundet und geriet in Gefangenschaft. Nach seiner Genesung und Freilassung kehrte er zum Regiment des Grafen Bentheim zurück, dessen Adjutant er wurde, und kam in der Folge mit seinem Vorgesetzten an den Hof Napoleons in Paris. Das war 1810, als Varnhagen gerade fünfundzwanzig Jahre alt war. Die Verbindung mit Bentheim erschloss ihm einen grossen Bekanntenkreis. Als sich seine Beziehungen zu dem Grafen trübten, strebte er nach einer Veränderung seiner Situation. Der Umschwung in der preussischen Politik, bewirkt durch Reformen wie Stein und Humboldt, ermöglichte ihm den Eintritt als Offizier in die preussische Armee. Später schloss er sich den russischen Vortruppen unter dem Freiherrn von Tetten-

born an und organisierte als russisch-kaiserlicher Hauptmann den Sanitätsdienst. 1813 und 1814 gab er eine «Zeitung aus dem Feldlager» heraus, nachdem er schon vorher immer auch journalistisch tätig gewesen war. Schliesslich bot ihm Hardenberg eine Stelle im preussischen Staatsdienst an. Er wäre als einer der Legationssekretäre an der Wiener Gesandtschaft vorgesehen gewesen, was aber am Widerstand Metternichs scheiterte. Denn Varnhagen war ein Parteigänger der «Reformer», ein «Liberaler» und darum für Metternich nicht tragbar. Die preussische Regierung schickte ihn in der Folge nach Karlsruhe an den Hof des badischen Kurfürsten. Da war er mit Rahel verheiratet. Als Diplomat, Korrespondent und Publizist verfolgte er das politische und kulturelle Geschehen im kleinen Fürstentum ebenso wie in Europa.

1819, es war die Zeit des «Wartburgfestes» und der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand, wurden ihm seine «demokratischen Neigungen» zum Verhängnis. Er wurde von seinem Posten in Karlsruhe abberufen, liess sich in Berlin nieder und entfaltete hier eine ausgedehnte Tätigkeit als Publizist und vor allem als Verfasser seiner «Denkwürdigkeiten», für die er sich auf reichliches Material stützen konnte, während Rahel in ihrem Salon die Berühmtheiten und Notabilitäten der Zeit empfing. Immens ist Varnhagens Briefwechsel mit Freunden und Bekannten, immens sein Erinnerungsschatz, den er in den «Denkwürdigkeiten aus meinem Leben» festgehalten hat. Dieses Hauptwerk des schreibfleissigen Mannes sowie die «Biographien, Aufsätze und Skizzen» und die «Tageblätter» liegen jetzt in einer neuen, fünfbändigen Ausgabe vor¹. Das besondere Verdienst des Herausgebers Konrad Feilchenfeldt ist es, die umfangreichen Memoiren und sonstigen publizistischen Arbeiten Varnhagens mit einem Stellenkommentar, mit Angaben über Entstehung und Erstveröffentlichung versehen zu haben. Insgesamt umfasst die Ausgabe rund viertausend Seiten Text und



Karl August Varnhagen von Ense.

¹ Karl August Varnhagen von Ense, Werke in fünf Bänden. Herausgegeben von Konrad Feilchenfeldt. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1987 bis 1994.

etwa 1400 Seiten Kommentar. (Für Band 4, die Biographien, Aufsätze und Skizzen, zeichnet Ursula Wiedenmann als Mitherausgeberin.)

Varnhagen hat von 1785 bis 1858 gelebt. Das Zeitalter der Revolution, die Kriege und die Herrschaft Napoleons bis zum Untergang seines Kaisertums, die Heilige Allianz, das «Junge Deutschland», die 48er Revolutionen in Wien und in Berlin und den Zusammentritt eines Vorparlaments in der Frankfurter Paulskirche hat er erlebt, war als Diplomat und Publizist mit den Akteuren bekannt und in der Regel auch immer gut informiert. Er ist ein einzigartiger Zeuge; die gewaltige Masse seiner Schriften, zu der man unbedingt auch die Briefe rechnen müsste, sind eine unerschöpfliche Quelle für die historische Forschung. Ludmilla Assing, seine Nichte, die sich unmittelbar nach seinem Tod grosse Verdienste um die Sicherstellung und Herausgabe seiner Schriften erwarb, nennt ihn einmal, indem sie eine offenbar damals schon geläufige Qualifikation aufgreift, «den deutschen Plutarch». Konservative Geschichtsschreiber bemängeln, seine Memoiren seien «nicht frei von einer der Wahrheit nicht immer entsprechenden liberalisierenden Tendenz». Mag sein, dass seine Urteile über Zeitgenossen manchmal ungerecht sind. Man kann ja wissen, auf welcher Seite Varnhagen stand, wenn es um die verfassungsmässige Absicherung der Volksrechte ging. Die Erfahrungen, die er in frühester Jugend gemacht hatte, als sein Vater wegen seiner Sympathien für die Ideen der Revolution mit dem Knaben zusammen drohenden Repressionen ausweichen musste, hat er wohl nie vergessen. Und dass er konservativen Tendenzen gegenüber empfindlich reagierte, weil sie in aller Regel mit Antisemitismus einhergingen, wird man dem Ehemann der hochverehrten und geliebten Rahel kaum übelnehmen. Die Episode aus Prag, in der er von seinen Gesprächen und Auseinandersetzungen mit Clemens Brentano berichtet, zeichnet ein eindrucksvolles Porträt des wortverliebten und unbesonnenen Poeten, der in weinerlicher Stimmung Freundschaft und Trost suchte und alsbald mit mutwilligen Invektiven gegen den treuerzigen Beistand auftrumpfte, der ihm zuteil wurde. Nicht nur aus dem Romanfragment vom schiffbrüchigen Ga-

leerensklaven am Toten Meer, an dem der Poet damals arbeitete und von dem in Varnhagens Bericht die Rede ist, geht hervor, dass Clemens Brentano vor antisemitischen Ausfällen und Spott gegenüber Rahel nicht zurückschreckte. Varnhagen hat ihn geohrfeigt.

Der literarische Geist eines Zeitalters

Die Denkwürdigkeiten und die Tageblätter, die Biographien und Aufsätze von Varnhagen von Ense sind nicht nur eine unerschöpfliche historische Quelle, sondern eine anregende und unterhaltsame Lektüre. Scheinbar leichtthin geschrieben, aber immer scharf beobachtet und klug gedeutet, schildert ihr Verfasser Ereignisse und Personen. Die Politik steht nicht immer im Vordergrund. Wir erleben Künstler und vor allem Dichter in ihrer Begegnung und ihren Gesprächen mit dem weltläufigen Chronisten, allen voran Goethe, den Varnhagen verehrte und auch im hohen Alter noch lebhaft und offen im Geiste vorfand. Über den literarischen Geist seines Zeitalters schrieb er schon 1804 einen Aufsatz, der seine Belesenheit und seine kritische Zeitgenossenschaft belegt. *Achim von Arnim, Adam Müller, Karoline von Fouqué, Clemens Brentano, Ludwig Tieck* und die Brüder *Schlegel* stellte er in Porträts dar, in denen er selber Stellung bezog und weder seine Sympathie noch seine kritischen Vorbehalte verschwieg. Dass Varnhagen in den Werken der Dichter nicht allein die literarische Schönheit suchte, sondern Erfahrungen über die unübersichtliche Gegenwart und Perspektiven zum Gang der künftigen

.....

Clemens Brentano schreckte vor antisemitischen Ausfällen und Spott gegenüber Rahel nicht zurück. Varnhagen hat ihn geohrfeigt.

.....

Geschichte, dafür ist eines der schönsten Beispiele der Aufsatz «Im Sinne der Wanderer», der 1832 im letzten Heft von «Kunst und Altertum» erschien. Goethes Freunde hatten die Nummer der Zeitschrift nach dem Tod des Dichters vervollständigt und herausgegeben. Varnhagen versuchte in seinem Beitrag – wie er in einem Brief an den Fürsten *Pückler* schreibt – «mit zarten Fingerspitzen ein Gleichlaufen Goethescher und St. Simonscher Ideen aufzuzeigen». Der notwendige Wandel der Gesellschaft, wie ihn die St. Simonisten und die Leute um die Zeitschrift «Le Globe» in Wort und Tat anstrebten, hat Goethe im «Wilhelm Meister» und in seinem letzten Lebensjahrzehnt im zweiten Teil des «Faust» auf seine Weise aufgegriffen. Mit Varnhagens Worten in «Kunst und Altertum»: «Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz festhalten, nicht die Forderungen eines neuen Aufstrebens abweisen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm sicher verknüpfen und beides auf sein wahres Ziel richten. Er schätzt und preist das Dauernde und gönnt ihm Ausdehnung nur weiss er dasselbe auch im Wechsel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menschheit das Bewegliche, worin ihre höchsten Güter schweben, wie das ganze Weltsystem ja selber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umschwingen und Kreisen gegründet ist.»

Karl August Varnhagen von Ense gewinnt durch die fünfbändige Ausgabe seiner autobiographischen Schriften, seiner Porträts und Biographien an Präsenz. Konrad Feilchenfeldt sind eine sorgfältige Textedition und ein sachkundiger Kommentar zu verdanken. ♦

SPLITTER

Paris, 11. Mai 1824

(...) *Das Leben Napoleons ist für alle Künste das Heldengedicht unseres Jahrhunderts.* (...)

aus: *EUGÈNE DELACROIX, Briefe und Tagebücher, ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Elise Guignard, Deutscher Kunstverlag, München 1990, S. 24*

HARRY GRAF KESSLER – AUSSENSEITER IN VIELEN ROLLEN

Urs Bitterli,

geboren 1935, Studium
der Geschichte sowie
der deutschen und
französischen Literatur
in Zürich und Paris.
Professor für allgemeine
Geschichte der Neuzeit
an der Universität
Zürich mit Schwerpunk-
ten in Überseegeschichte
und europäischer
Geistesgeschichte.

Unter den deutschen Intellektuellen, denen die schwierige Aufgabe zufiel, in den dramatischen und verworrenen Zeitläuften zwischen dem Untergang der wilhelminischen Monarchie und der Errichtung der Hitler-Diktatur eine halbwegs gute staatsbürgerliche Figur zu machen, ist Harry Graf Kessler fraglos eine der interessantesten Erscheinungen.

In der Geistesgeschichte lebt Kessler fort als ein Schöngest von seismographisch sensibler Wahrnehmungsgabe und weitgespannten kulturellen und politischen Neigungen; aber wenig hat ihn wirklich überdauert. Von seinen Schriften ist eigentlich nur die Biographie des Industriellen und späteren Aussenministers *Walther Rathenau*, dem er persönlich nahestand, wichtig geblieben. Kunstkennner und Bibliophile mögen Kessler als den Herausgeber der Zeitschrift «Pan», als Gründer der Weimarer «Cranach-Presse» und regen Vermittler im internationalen Kunstbetrieb in Erinnerung behalten, und bekannt ist *Edvard Munchs* ganzfiguriges Porträt, das uns den Grafen als Mann von Welt, hager, elegant und abweisend, entgegnetreten lässt. In historischer und kulturhistorischer Hinsicht wertvoll sind schliesslich, soweit bereits publiziert, Kesslers autobiographische Aufzeichnungen und Tagebücher, deren blendenden Stil *Golo Mann* gerühmt hat. Ein zusammenhängendes und plastisches Bild der vielseitigen Persönlichkeit des Grafen hat sich indessen bisher aus diesen Dokumenten nicht gewinnen lassen.

Nun hat *Peter Grupp*, Historiker und Mitherausgeber der «Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918–1945», eine Biographie Harry Graf Kesslers verfasst, der wohl wissenschaftlich abschliessender Charakter zugesprochen werden darf¹. Grupp konnte sich bei seiner Arbeit insbesondere auf den umfangreichen, noch wenig ausgewerteten Nachlass Kesslers stützen, der im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar aufbewahrt wird; darüberhinaus ging der Autor in akribischer und aufwendiger Forschungsarbeit weiteren Lebensspuren nach, die der Graf, ein Mensch von unruhigem Naturell und häufig wechselndem

Wohnsitz, da und dort hinterlassen hat. So ist eine Biographie entstanden, die Persönlichkeit und geschichtliches Umfeld in ihrer Wechselwirkung transparent zu machen versteht und die sich überdies flüssig und anregend liest.

Kessler wurde am 23. Mai 1868 in Paris als Sohn eines angesehenen Hamburger Bankiers und einer britischen Aristokratin geboren, deren Schönheit berühmt war und von der man munkelte, sie habe mit *Kaiser Wilhelm I.* ein Verhältnis gehabt. Seine Ausbildung erhielt der junge Herr an führenden Schulen der bürgerlich-aristokratischen Elite in Paris, Ascot und Hamburg, was ihn befähigte, sich in drei Sprachen mündlich wie schriftlich perfekt auszudrücken. In Deutschland freilich fühlte sich Kessler zeit seines Lebens am stärksten verwurzelt, während Frankreich ihm durch Literatur und Kunst, England durch den Lebensstil der aristokratischen Oberschicht wichtig wurde.

Nach seinem Abitur studierte Kessler, ohne für dieses Fach je ein sonderliches Interesse zu entwickeln, Jurisprudenz in Bonn und Leipzig; die früh einsetzenden Tagebuchaufzeichnungen zeigen, dass die Begegnung mit der Kunstgeschichte und mit *Nietzsche* weit lebensbestimmenderen Charakter hatte. Dem Studium folgte, wie damals üblich, der Militärdienst und die Ernennung zum Reserveoffizier; und wenn Kessler damals bereits an seiner Eignung zum Staatsdienst zweifelte, so blieb doch seine wilhelminisch nationaldeutsche Gesinnung intakt. Um die Jahrhundertwende gehörte der materiell völlig unabhängige Graf zu den regsten Figuren der illustren Berliner Gesellschaft; er verkehrte mit Künstlern und Literaten ebenso wie mit dem kaiserlichen Hof. Trotz seiner zahlreichen menschlichen Kontakte besass Kessler

¹ Peter Grupp: *Harry Graf Kessler 1868–1937. Eine Biographie.* Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1995.

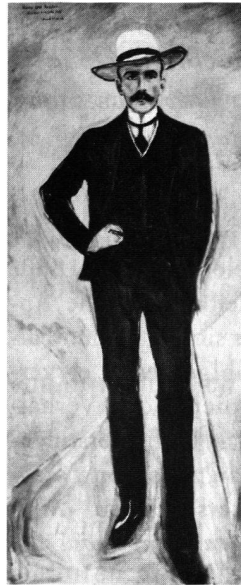
jedoch, damals wie später, kaum wirkliche Freunde. Emotional aus sich herauszutreten, fiel ihm schwer, und das Bewusstsein seiner homosexuellen Neigung belastete gleichermassen sein Verhältnis zu Frauen wie zu Männern. «*Die Gesellschaft*», schreibt Peter Grupp, «hat Kessler zwar einen sozialen Halt, aber keinen befriedigenden Lebensinhalt gegeben.»

Einen tragfähigeren Sinn, als ihn diese gesellschaftlichen Aktivitäten anboten, hat Kessler in seiner Beschäftigung mit der damaligen Gegenwartskunst gefunden. Nach 1894 trat er in Verbindung mit dem Herausgebersteam der Kunstzeitschrift «Pan» und setzte sich in Deutschland für die französischen Impressionisten, für die Künstlergruppe der Nabis, aber auch für Munch ein. Zwischen 1902 und 1906 bemühte er sich gemeinsam mit *Henry van de Velde* um die Schaffung einer «kulturellen Begegnungsstätte der europäischen Moderne» in Weimar, veranstaltete Ausstellungen mit Gemälden der französischen Impressionisten und mit Plastiken von *Max Klinger* und *Rodin*, holte Schriftsteller wie *Hugo von Hofmannsthal*, *Rainer Maria Rilke* und *Gerhart Hauptmann* in die Stadt. Seine folgenreichste Leistung in dieser Zeit war die Begründung der «Cranach-Presse» im Jahre 1913, die sich die Herausgabe bibliophiler Drucke zum Ziel setzte und bis 1931 tätig blieb. In der «Cranach-Presse» hat Kessler unter selbstlosem Einsatz seiner finanziellen Mittel und seiner internationalen Beziehungen das Herzensanliegen verwirklicht, bedeutende Kunst in erlesenster Gestalt einem elitären Kreis zugänglich zu machen: die Eklogen *Vergils* beispielsweise, die dort mit Illustrationen *Maillols* herauskamen und die zu den kostbarsten und gesuchtesten Druckerzeugnissen unseres Jahrhunderts gehören.

Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs begrüsst Kessler wie viele seiner Zeitgenossen als Chance zur kulturellen Erneuerung und Revitalisierung einer Gesellschaft, die er von Dekadensymptomen gezeichnet sah. Dabei blieb er durchaus Monarchist, glaubte an den «gerechten Krieg» des Deutschen Reiches und verfasste Texte, die in ihrer gläsernen Stilisierung zuweilen an die heroisierende Kriegsprosa von *Ernst Jünger* erinnern. Im Jahre 1916, nach Fronteinsatz, gesundheitlichem Zusammenbruch und Freistellung vom Militärdienst, kam es im politischen Denken Kesslers zu einer völligen

Neuorientierung: weg von der Monarchie und dem militanten Nationalismus des Kaiserreichs, hin zur republikanischen Staatsform, zu einer auf Versöhnung abzielende Europapolitik, zur Wahrnehmung sozialer Fragen. Freilich: Eine auch das eigene Wesen im tiefsten betreffende, auf ein existentiell völlig neues Engagement abzielende «Wandlung», wie sie der expressionistische Schriftsteller und Kriegsteilnehmer *Ernst Toller* dargestellt und vorgelebt hat, war das nicht. Harry Graf Kessler blieb ein Mann des Parketts, der geselligen Kontakte, der anspruchsvollen Eitelkeiten und gehobenen Ambitionen, jemand, der in viele Rollen schlüpfte, aber keine ganz ausfüllte und im Grunde immer ein Aussenseiter war. Was er in diplomatischen und offiziellen Funktionen zwischen 1918 und 1925 in den Hauptstädten Europas und beim Völkerbund in Genf zur Gestaltung der Aussenpolitik der «Weimarer Republik» beitrug, war trotz grösster Betriebsamkeit wenig – ungleich weniger jedenfalls, als er sich zuzutrauen liebte. Letztlich faszinierte ihn an der Politik vor allem nur die glänzende Facette des Umgangs mit Prominenten.

Die Machtübernahme durch *Hitler* traf den Grafen überraschend. «*Kessler ist*», schreibt Peter Grupp, «wie der Liberalismus insgesamt, zu dem er unter allen politischen Strömungen letztlich doch am stärksten hingeneigt hat, von den Ereignissen überrollt worden, ohne die Kraft aufzubringen, sich ihnen wirkungsvoll entgegenzustellen.» Dass er die Bedrohung durch den Nationalsozialismus klar sah und scharfsinnig analysierte, davon zeugen seine Tagebücher; aber ein Kämpfer war Kessler nie gewesen, und schwere gesundheitliche und pekuniäre Probleme setzten, nachdem er 1933 Deutschland für immer verlassen hatte, andere Prioritäten. Die Lebenssituation des zuerst nach Mallorca, dann ins Burgund Emigrierten war in der kurzen Zeit, die ihm vor seinem Tod im Jahre 1937 noch blieb, verzweifelt und trostlos. In seiner letzten Lebensphase berührte sich Kesslers Schicksal mit dem anderer Intellektueller seiner Zeit, die ihm sonst weissenmässig denkbar fern standen: mit *Kurt Tucholsky*, *Joseph Roth*, *Ernst Toller*. Doch merkwürdig: Unser Mitgefühl will sich im Falle Kesslers nicht recht einstellen. Die Distanz, die von der narzisstisch ichbezogenen Gestalt des Grafen zeitlebens ausging, fällt noch nach seinem Tod auf ihn zurück. ♦



Porträt Graf Kessler von Edvard Munch, Galerie des 20. Jahrhunderts, Berlin-Charlottenburg.

Rüdiger Görner

GOLO MANN ÜBER DEN SEKRETÄR EUROPAS

Zur Neuausgabe seiner Studie «Friedrich von Gentz»

Als Golo Mann im Jahre 1990 gebeten wurde, in der Reihe «Werksbesichtigungen» der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» auf seinen Erstling, die jetzt neu herausgegebene biographische Abhandlung über Friedrich von Gentz, zurückzublicken, nannte er zwei Hauptgründe, die ihn 1936 dazu gebracht hatten, sich dieses damals weitgehend vergessenen konservativen Intellektuellen anzunehmen: Gentz' Widerstand gegen die Beschwichtigungspolitik der kontinentaleuropäischen Grossmächte gegenüber Napoleon sowie sein Interesse an der stilistischen Meisterschaft dieses ungewöhnlichen Menschen.

Für den jungen Golo Mann drängte sich die Parallele zwischen 1800/1805 und 1936 unmittelbar auf: Die Appeasement-Politik erwies sich in beiden Fällen als Verhängnis. Wohl gemerkt, er verglich politische Prinzipien oder Verhaltensweisen miteinander – nicht Personen. Golo Mann wusste genau zwischen *Napoleon* und *Hitler* zu unterscheiden: «Man sehe sich die Korrespondenz Napoleons an,

vierzig Bände; von Hitler kaum ein Brief. Des Kaisers bleibende Anordnungen: Der Code Napoleon, der in den deutschen Rheinlanden bis 1900 galt, auch auf die Schweizer Gesetzbücher einwirkte... Was bleibt von Hitler? Mord, Ruinen, Scham und Schande.»

Was konnte ihn an *Gentz* faszinieren? Das was schon dessen ersten wichtigen Biographen, *Karl August Varnhagen von Ense* an *Gentz* (1835) beeindruckt hatte: «*Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung wie er hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehen, ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor.*» Das meinte Golo Mann: Die Emanzipation des Intellektuellen, des politischen Schriftstellers, die Frage nach der Wirkung des Geistigen in der Politik.

Er brachte das auf die knappe Formel: «*Gentz war ebenso klassenlos wie vaterlandslos.*» Anders gesagt: Er stand allein. Ein Intellektueller zwischen den Mächten, der verachtet und gehört wurde, bis er schliesslich zum «Sekretär des Wiener Kongresses» und zu *Metternichs* rechter Hand avancierte. Man beargwöhnte sein Treiben, im «heimatlichen» Preussen vor allem, wo er es 1797 in einer Denkschrift gewagt hatte, König *Friedrich Wilhelm III.* ungebeten und öffentlich «zu raten», wie er seine Politik führen solle (*Gentz* forderte sogar «Pressfreiheit» in Preussen). Nach *Gentz*

Friedrich von Gentz
1764 – 1832
Stich von J. Lindner
Foto: Ullstein, Berlin



sollte das in Preussen nur noch einmal vorkommen, als 1840 *Bettina von Arnim* ihrem König ein soziales Reformprogramm vorschlug.

Begründer des konservativen Intellektualismus

Gentz, der Übersetzer von *Edmund Burkes* «Reflections on the French Revolution», begründete durch seine Schriften den konservativen Intellektualismus in Deutschland, womit jedoch keine eigentliche Doktrin gemeint war, sondern wie Golo Mann wiederholt in seiner Studie betont hat, die «Absage an jegliche Doktrin». Von einem jedoch war Gentz überzeugt: von der Notwendigkeit eines Gleichgewichts der Mächte. Eine entsprechende Konzeption legte er bereits 1806 in Form von «Politischen Fragmenten» vor. Sie blieb die Basis seines diplomatischen Wirkens über den Wiener Kongress hinaus.

Seltsam genug: Er, Gentz, der sich ein Leben lang mit politischen Gleichgewichtsfragen in Europa beschäftigt hatte, war selbst Exzentriker gewesen, ohne jedes innere Gleichgewicht, Extremen ausgeliefert, ein freigiebiger Schuldenmacher, ein Irrlicht im napoleonischen Europa, ein Intellektueller mit pfauenhaften Gebärden, der in hohem Alter sich in die soeben kometenhaft aufsteigende Ballerina *Fanny Elssler* verliebte und *Heines* Lyrik zu schätzen lernte.

Gentz, ein Bürger in Adelsgewändern, ein Causeur, dessen Parlando mit jenem *Talleyrands* Schritt hielt, gebärdete sich zunehmend als Chamäleon: Ein Mann der feinen Gesellschaft, der in Wahrheit diese Gesellschaft zu verachten wusste.

Zusammen mit *Adam Müller* und *Joseph Görres*, denen Gentz jedoch durchaus skeptisch gegenüberstand, prägte er den Wortschatz des politischen Konservatismus in Deutschland, nach 1815 die Sprache der Restauration (um so frappanter seine späte Liebe zu Heine!). Es ist eine Sprache, die sich am Gleichgewicht orientiert, emphatisch klar, rhythmisch gemessen, antirevolutionär Wort für Wort. Schärfer als seine Zeitgenossen erkannte Gentz jedoch, dass die Befreiungskriege gegen Napoleon, auf die er jahrelang hingearbeitet hatte, nicht mehr als Kabinettskriege zu führen waren, was er zutiefst beklagte; denn eines fürch-

.....
 Eines fürchtete
 Gentz noch mehr
 als Napoleon:
 die nationale
 Revolution, den
 Volkskrieg, aus
 dem sich
 dann womöglich
 Forderungen
 nach nationaler
 Demokratie
 ableiten liessen.

tete er noch mehr als Napoleon: die *nationale* Revolution, den *Volkskrieg*, aus dem sich womöglich Forderungen nach nationaler Demokratie ableiten liessen. Darin wusste er sich übrigens mit *Goethe* einig, mit dessen «Römischen Elegien» Varnhagen von Ense die Liebesbriefprosa des späten Gentz verglichen hatte!

Landwehr und Nationalpathos in Deutschland nannte Gentz fortan «teuto-manisch». Golo Mann erklärt Gentzens Arbeit für den Wiener Kongress aus dessen Ängsten: «Gentz fürchtete diesen neuen deutschen Nationalismus. Er fürchtete Russland. Er fürchtete Preussen. Er fürchtete eine soziale Revolution in Frankreich. Er fürchtete die ganze grosse demokratische Kraftanstrengung, ohne welche Europa die napoleonische Herrschaft nicht loswerden konnte, mit der es sie aber so überraschend schnell loswurde, dass man sich fragen musste, was denn eigentlich nach Napoleons Verschwinden mit all den angesammelten Energien geschehen sollte.»

Dieser Abschnitt sagt freilich ebenso viel über Gentz wie über den Stilisten Golo Mann aus. Er ist typisch für die Diktion seines Gentz-Buches. Es scheint, als ob er mehrere Anläufe nehmen wollte, bis er zu seiner jeweiligen Hauptthese kommt, Anläufe, die eher allgemeinverbindlicher Art sind, selten Spezifisches aussagen, wobei die dann folgende Hauptaussage in sich differenziert ist.

Geschichtlicher Augenblick ohne Ereignischarakter

Golo Manns Stil, *Hans-Martin Gauger* hat darüber Wesentliches gesagt, lebt von der Mischung knapper, lakonisch formulierter Sätze und komplexer, geradezu «lateinischer» Perioden. Die Geschichte sieht sich zuweilen bei Golo Mann auf einfache Hauptsätze reduziert, auf ein schaukelndes Auf und Ab: «*Robespierres Diktatur entstand und verging. Belgien wurde erobert, verloren, wieder erobert, Holland folgte nach...*». Fachhistoriker rümpfen pikiert die Nase, der Leser freut sich; denn diese einfachen Sätze, die vielschichtige Sachverhalte radikal simplifizieren, sind im Grunde Spuren, die in die Komplexität der Person Friedrich von Gentz führen, Fährten, die man zu deuten verstehen lernt. «*Robespierres Diktatur entstand und ver-*

ging» – das ist nicht ein Satz aus dem Elementarbuch über die Geschichte der Neuzeit; vielmehr spiegelt er die Art, in der der junge Gentz die Revolution *erlebt* hat: als ein blosses Auf und Ab, von dem keine wirkliche Faszination ausgeht. Es symbolisiert das Vorübergehende, Transitorische, das den Ereignischarakter des geschichtlichen Augenblicks gründlich relativiert. Eben *so* glaubte Golo Mann das Geschichtsverständnis des jungen Gentz deuten zu müssen. Ähnliches mochte er selbst noch im Exil des Jahres 1936 von Hitlers Diktatur gedacht haben.

Bei allen Sympathien mit seinem schildernden «Helden» registrierte Golo Mann die Schwächen von Gentz genau. Er siedelt sie vor allem in dessen Wirken nach 1815 an, beispielsweise in der griechischen Frage. Das junge Europa begeistert sich um 1820 für die Sache der griechischen Freiheit vom Osmanischen Reich. Für die deutschen Intellektuellen erweist sich Griechenland abermals als das Land ihrer Projektionen. «*Als Gentz aber von der Magie des griechischen Namens sich völlig unberührt erklärte, stand er vor aller Welt als ein abgestumpfter, grauer Schurke da. Nichts hat ihn in seiner Zeit mehr entfremdet als diese seine Gegnerschaft. Je toller die Griechenbegeisterung wurde, desto mehr lebte er sich in die Rolle des Kühlen...*». Dahinter steht Gentzens Problem mit der Freiheit, mit dem Eigenwert der Liberté und ihrer ideologischer werdenden Gestalt im Liberalismus. Als freilich die Polen 1830 einen Aufstand wagten, sprach sich Gentz – inzwischen ein eifriger Leser *Heines* und *Börnnes* – für deren Sache aus, freilich in erster Linie deswegen weil sie Russland schadete, das

.....

*Gentz war ein
Nachdenker des
Ancien Régime,
der nicht einmal
die von Napoleon
vorgeschlagene
föderative Ord-
nung gutheissen
konnte.*

.....

Golo Mann, Friedrich von Gentz. Gegenspieler Napoleons, Vordenker Europas. Gründlich durchgesehene Neuauflage. S. Fischer Verlag. Frankfurt am Main 1995, 400 Seiten.

Land, vor dem er in seinen letzten Jahren wahre Phobien entwickeln sollte.

Es ist ein Gewinn, Golo Manns klassisch gewordenen Erstling wiederzuhaben. (Die deutsche Erstausgabe war 1947 im Zürcher Europa-Verlag *Emil* und *Emmie Oprechts* erschienen und seither nicht mehr greifbar gewesen.) Aus mir unverständlichen Gründen hat man den Untertitel geändert: Golo Mann hatte seinerzeit treffend formuliert «*Geschichte eines europäischen Staatsmannes*». Nun liest man: «*Gegenspieler Napoleons*», schön und gut, aber dann noch: «*Vordenker Europas*». Welches Europas muss man sich fragen. Das der Restauration? Der Vereitelung der Selbstbestimmung? Eines Europas, das weit, weit hinter dem *de Gaulles* zurückbliebe. Nein, ein Vordenker des *modernen* Europas war Gentz nun wirklich nicht gewesen. Golo Mann behauptet dies, nebenbei bemerkt, auch an keiner Stelle. Er war ein *Nachdenker* des Ancien Régime, der nicht einmal die von Napoleon vorgeschlagene föderative Ordnung gutheissen konnte. Dennoch: Die Beschäftigung mit diesem Buch lohnt, vor allem auch weil man in ihm einen Historiker am Werke sieht, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach etwas zu fragen, was die dünnhäutigen Kreise in seiner Zunft gewöhnlich verschmähen – nach dem humanen Sinn, nach der Substanz des Menschlichen in der Geschichte. So konnte Golo Manns grosse Studie zurecht mit einem Satz enden, der jedes echte biographische Anliegen «entschuldigt»: «*Wunderbar spielen die Generationen ineinander, und nicht bedarf es des Totenreiches, um Menschen tief verschiedener Zeiten zusammen ins Gespräch zu bringen.*» ♦

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmässig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 89.– (Ausland Fr. 110.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

*Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05*

Ernst Nef

DIE LUST, DIE ORDNUNG UND DER TOD

Jacques Chessex und seine jüngsten Werke

In diesem Frühjahr wurde der Westschweizer Schriftsteller Jacques Chessex als erster Ausländer Mitglied der Jury des ehrwürdigen Prix Medicis, eines der angesehensten französischen Literaturpreise. Seit 1973, als Chessex mit seinem Roman «L'Ogre» auch in Frankreich für Aufsehen sorgte, ist er der bekannteste französischsprachige Autor der Schweiz.

Hinter Jacques Chessex' schriftstellerischem Ruhm steht ein auch quantitativ eindruckliches Werk. Seit seinem Erstling, dem Gedichtband «Le jour proche» (1954), hat er über dreissig Bücher veröffentlicht: Gedichte, Erzählungen, Essays und sieben Romane. In den letzten zwei Jahren allein erschienen zwei Lyrikbände, «Les Elégies de Yorick» (1994), «Le temps sans temps» (1995) und drei Prosawerke: die längere Erzählung «Le Rêve de Voltaire» (1995), die bereits auch in deutscher Übersetzung vorliegt; die autobiographische «chronique» «Dans la buée de ses yeux» (1995) und schliesslich, im letzten Januar, der Roman «La Mort d'un juste» (1996).

Durch Chessex' erzählerisches Werk ziehen sich inhaltliche Konstanten, die auch in den Gedichten ihren Niederschlag finden. Die sich menschlicher Ordnung entziehende Lust der Sinne ist ein immer wiederkehrendes Thema; Chessex' Vorliebe für nicht ordnungs-, nicht moral-konforme Figuren hat damit ebenso zu tun wie deren hoffnungsloser Kampf mit der Autorität, mit einem leiblichen oder göttlichen Vater oder mit gesellschaftlichen Moralvertretern. Ein weiteres Spannungsfeld – gerade das Ineinandergreifen verschiedener Spannungsfelder hat entscheidend Anteil an der dichterischen Qualität dieser Werke – entsteht durch das Thema des Todes. Das Dem-Tod-Ausgesetztsein ist der allgegenwärtige Pfahl im Fleisch der Lebenden bei Chessex; allerdings kann der Tod auch, indem er das in diesen Spannungen arg gebeutelte Individuum, dessen «destin», auslöscht, eine Art Versöhnung bringen: «La mort me fera-t-elle entrer au vide pur/auquel cas je n'ai plus de destin/Ou me fonderai-je dans la lumière an-

noncée/et là mon âme/sera moulue et confondue aux autres âmes dans le Tout», heisst es im Gedicht «Elégie de l'âme» im Band «Les Elégies de Yorick».

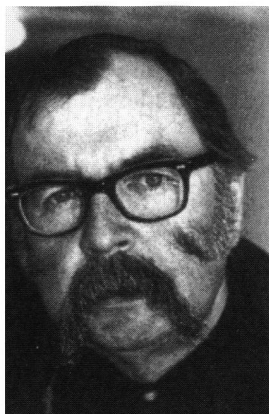
Konstant ist auch die geographische Beschränkung: Die Geschichten des Erzählers Chessex spielen alle im Waadtland, genauer: in Lausanne, im Gros de Vaud – wo der Autor, in dem Dörfchen Ropraz, seit langem lebt –, an der Riviéra und im Chablais. Die einfühlsamen Beschreibungen der dem Autor sehr vertrauten Schauplätze, ihre atmosphärischen Feinheiten, gehören zum Besten von Chessex. Wesentlich ist, dass es sich dabei nicht nur um eine Erweckung des *genius loci* handelt, obwohl diese Beschreibungen sich so ebenfalls lesen lassen. Vielmehr richtet sich Chessex' Offenheit für die Lust der Sinne nicht allein auf Frauen, sondern eben gleichfalls auf die Natur: Tiere, Bäume, Landschaften und deren Stimmungen; diese Sinnenerfahrungen erweisen sich als freilich wesentlich unproblematischer für seine Figuren als die Lust des Fleisches, sind ihnen wahre Entspannungen.

«... destin qui aurait pu être mieux»

Chessex' Hauptfiguren, alles Männer, erleben ihr Glück und ihr Scheitern vornehmlich mit sehr jungen Frauen. Diese Altersunterschiede weisen im Laufe des Œuvres des Autors anwachsende Tendenz auf, da die männlichen Hauptfiguren mehr oder weniger dem Alter des Autors folgen, gelegentlich sogar gleichaltrig sind, während die Frauen ihre Jugend behalten.

Ort der Handlungen, Alter der Hauptfiguren und, in «L'Ogre», sogar der Beruf (Lateinlehrer am Gymnase de la Cité in

Jacques Chessex.
Photo: Alain Ogheri,
Lausanne.



Lausanne) sowie andere Rückgriffe auf Eigenbiographisches könnten eine Identifikation dieser Figuren mit dem Autor nahelegen. Dass jedoch selbst dort, wo, wie in «L'Ogre», die Distanz zwischen Autor und Werk sehr klein zu sein scheint, keine einfache Identifikation erlaubt ist, lässt sich nachweisen: Drei Jahre nach «L'Ogre» hat Chessex einen Text veröffentlicht, «Portrait d'une ombre», in dem er sich mit dem Verhältnis zu seinem Vater befasst. Da entsteht ein wesentlich anderes Vaterbild als im Roman; ein Vaterbild, das freilich unter vielem andern auch Ansätze zu den zerstörerischen Elementen enthält, die bei dem armen Jean Calvet, der Hauptperson von «L'Ogre», zum Selbstmord führen. Oder die grosse Selbstverliebtheit, mit der sich die männlichen Protagonisten, insbesondere die Hauptfigur in Chessex' jüngstem Roman, mit ihren jungen Freundinnen abgeben: Wie sehr das von des Autors eigener Beschäftigung mit einer Geliebten abweicht, lässt sich in den praktisch gleichzeitig mit «La mort d'un juste» erschienenen, mit bemerkenswerter Offenheit geschriebenen autobiographischen Aufzeichnungen einer gescheiterten Liebe, «Dans la buée de ses yeux», nachlesen.

In einem aufschlussreichen Nachwort zu «La confession du Pasteur Bourg» (1967) schreibt der Autor 1977, er habe in der Figur dieses Pastors «*un destin qui aurait pu être mien*» beschrieben. Das darf für alle seine Protagonisten gelten. Keine unmittelbare Identifikation also; es scheint vielmehr, dass Chessex' seine Figuren in fiktiven Darstellungen das Zerstörerische ausleben lässt, das er sich selber versagt oder wovor er sich selber im Leben bewahrt.

Der Frauenkörper – «un repas dangereux»

«La confession du Pasteur Bourg» war eine entscheidende Wende in Chessex' Schaffen, und in dem erwähnten Nachwort heisst es von dieser Erzählung bzw. deren Hauptfigur: «*Je sais que j'en aurai jamais fini avec lui.*» In der Tat: Von der offenbar zugrundeliegenden Problematik des Mannes, der aus einer im wesentlichen puritanisch geprägten Ordnungsvorstellung austritt, indem der sich der Lust nicht verweigert, mit entsetzlichen Folgen für ihn und/oder andere – davon ist Chessex bis

.....
Da entsteht ein
Vaterbild, das
auch Ansätze zu
den zerstörerischen
Elementen
enthält.
.....

heute nicht losgekommen, wie sein neuer Roman, «La Mort d'un juste», zeigt.

Die Hauptfigur dieses neuesten Romans ist ein emeritierter protestantischer Theologieprofessor, der sich in das Altersheim für Künstler «La Résidence des Salines» in der Nähe von Bex zurückzieht, «*pour savoir ce qui demeurerait en fin de compte*». Er hat eine erfolgreiche berufliche Karriere hinter sich, war Professor an verschiedenen Universitäten, hat zahlreiche Bücher veröffentlicht: ein akademischer Star – ein Altstar mittlerweile. Wohingegen sein Privatleben problematischer verlaufen ist: «*Car personne ne devait se douter, parmi mes étudiants et mes lecteurs, que je faisais mon cours et que je vivais, que je rêvais, que j'imaginai mes livres littéralement suspendu au sexe et au souffle des jeunes filles et des femmes que je rencontrais. J'aime Dieu et le discours de Dieu, et j'aime le même commerce avec l'élément féminin. Dans cet état, ô mon âme, que de soins à donner à l'apparence!*»

Er hat denn auch eben einen Prozess, bei dem er zwar ungeschoren davongekommen ist, hinter sich: Mit dem Auto hat er eine seiner früheren jungen Geliebten – Unfall oder von ihm verschuldeter Selbstmord?! – überfahren. Vorerst lebt der Vielbelesene von seinen literarischen Erinnerungen, sieht Parallelen zu seinem eigenen Leben, vor allem bei *Benjamin Constant* und dessen «Adolphe»; aber ebenso von seinen erotischen Erinnerungen, in denen er jedoch neben der bereits erwähnten offenbar lediglich noch zwei, gleichfalls junge, Geliebte für nennenswert hält, die anscheinend ebenfalls seinetwegen gestorben sind. Ähnlich verheerend greift er dann doch nochmals ins Leben ein: Der Autor hat der Figur nicht zufällig den ironischen Namen Aimé Boucher (Geliebter Metzger) gegeben! Er «konsumiert» eine wiederum sehr junge Frau – Chessex braucht tatsächlich dafür verschiedentlich das Wort «manger», lässt Boucher, den Ich-Erzähler, von «*la consommation vespérale de la jeune fille*» reden –; die junge Frau wendet sich jedoch, als sie von seinem schmachvollen Vorleben erfahren hat, entrüstet wieder von ihm ab: «*J'ai honte d'avoir été dans votre lit.*» Was ihr freilich nicht viel hilft: Obwohl sie sich einem andern, einem Freund in ihrem Alter, zugewendet hat, nimmt sie sich

schliesslich Bouchers wegen, wie zu vermuten ist, das Leben.

Die erzählte Zeit beträgt fünf Jahre, von Bouchers Ankunft in der «Résidence» – er verlässt das Heim für einige Zeit – bis zu seinem Tod daselbst. Er stirbt, seine ganze berufliche Tätigkeit als ein blosses Unterfangen seiner Eitelkeit betrachtend und immerhin auch nicht ganz ohne Skrupel in bezug auf seine toten Freundinnen.

Plädoyer für die Befreiung der Sinne

Das Problem Lust und moralische Ordnung erfährt hier eine neue Variante bei Chessex. Zwar bewegt sich Boucher stets am Rande gesellschaftlicher Ächtung; vor allem eine Frau, die, wie es scheint, ein lesbisches Interesse an den ersten beiden seiner toten Geliebten hatte, ist ihm auf den Fersen; jedoch ohne Erfolg. Und in bezug auf den calvinistischen Übervater, Gott, hat er eine ganz unpuritanische Lösung anhand des ersten Korintherbriefs gefunden: «*Le corps est le temple de Dieu.*» In einer allerdings sehr unorthodoxen Auslegung: Wenn der Leib der Tempel Gottes ist, dann geschieht ja gewiss etwas Gott Wohlgefälliges, wenn er sich an jungen Frauenkörpern delectiert: «... *ou de l'éternel ou du divin, que j'avais toujours attendu et surpris dans le corps de mes complices.*»

Chessex versteht es meisterhaft, die Erfahrung der sinnlichen Qualitäten dieser Körper zu evozieren. Es sind eigentliche Plädoyers zur Befreiung der Sinne, kräftiger und nachhaltiger als in früheren Werken. Plädoyers zur Befreiung der Sinne: von einem Autor, der, schon von seinem Herkommen her, stets vor calvanistischem Hintergrund schreibt. Auf das calvanistische Erbe weist auch hin, dass Chessex die sinnliche Lust in der Regel, nicht allein in «*La mort d'un juste*», mit Chaos und mit dem Tod verbindet; wobei zwar die männlichen Figuren gelegentlich, viel häufiger jedoch gerade die jungen Frauen, die «Botinnen» der Lust, dranglauben müssen. Und diese Plädoyers zur Befreiung der sinnlichen Lust sind ja in dem Roman auch dadurch gebrochen, dass Chessex sie einer problematischen Figur in die Feder legt.

Wie alle, denen es vor allem um ihr Seelenheil bzw. ihr Glück geht, ist dieser Aimé Boucher ein Egozentriker. Seine Geliebten sind ihm eigentlich nur Anlässe

Im November legt Jacques Chessex einen Lyrik- und einen Prosaband neu vor. Die Gedichte in «*Cantique*» lesen sich wie kleine Erzählungen, Intuitionen des Transzendenten. Auf der Suche Gottes begegnet der Autor den Dingen des Lebens, den zweifelhaften Schönheiten der Welt und dem Zweifel an sich selbst. Autobiographische Züge trägt einmal mehr die Chronik «*L'Imparfait*». Was bleibt von der eigenen Kindheit, jenem grässlichen Gefühl der Abhängigkeit, des Wartens – ein Frage, auf die Chessex eine Antwort sucht, indem er Beziehungen und Begegnungen Revue passieren lässt: den Vater, die Lehrer des Gymnasiums, Jacques Mercanton... Jacques Chessex: «*Cantique XI*». Poésie, Bernard Campiche Editeur Yvonand, und «*L'Imparfait*». Chronique, Bernard Campiche Editeur Yvonand, erscheinen beide November 1996.

Michael Wirth

Die Lust ist bei
Chessex
der ambivalente
Zugang zum
Chaos:
Befreiung und
tödliche Gefahr
zugleich.

für seine sinnlich-geistigen Freuden: Ästhetik tritt an Stelle von Ethik. Er verfügt über ein sehr umfangreiches Wissen, auf das er unermüdlich zurückgreift; doch pickt er stets nur immer wieder seine eigene Problematik aus all dem Bildungsgut und meidet, was ihn auch nur ein wenig aus der Bahn seiner eigenen Konstruktionen werfen könnte; etwa den Mythos von Don Juan (dem übrigens Chessex selber in «*Le temps sans temps*» zwei eindrückliche Gedichte gewidmet hat); oder das in seinem Fall gewiss sehr einschlägige «Tagebuch des Verführers» von *Kierkegaard*; als Theologe dürfte er das doch kennen! Auch dürfte seine Fixierung auf junge Frauen, die er offenbar als völlig selbstverständlich betrachtet – er spricht zwar zweimal von «*jeunes filles et femmes*», aber es sind immer nur *jeunes filles!* –, sich als ebenfalls recht ergiebig für eine selbstkritische Überlegung erweisen.

Und das scheint mir auch der Grund eines Mangels dieses Buchs zu sein. Nicht die Einseitigkeit der Figur: dass ausgerechnet ein so ungemein Belesener wie Boucher auf der Hand Liegendes, das ihn weiterführen könnte, nicht kennt oder nicht kennen will, kann man allenfalls einer wirklichen, aber ja nicht einer fiktiven Person zum Vorwurf machen: das gehört eben zum Entwurf des Autors. Aber mit seinem steten Drehen in sich selber und den daraus sich ergebenden Wiederholungen wird dieser Aimé Boucher für den Leser, zum Nachteil des Buchs, gelegentlich ein wenig zum Langweiler. Seine Blindheiten fangen an zu irritieren, weil

sie die Geschichte streckenweise repetitiv machen; was die Eindringlichkeit des Romans im ganzen ein wenig schmälert.

Die Lust ist bei Chessex: Befreiung und tödliche Gefahr zugleich. Dass er diese Problematik auch auf leichtere, luftigere Weise, als dies gewöhnlich in seinen Romanen geschieht, darzustellen versteht, zeigt der Autor in der unmittelbar vor «La Mort d'un juste» entstandenen längeren Erzählung «Le Rêve de Voltaire».

Gros de Vaud im 18. Jahrhundert

Die Geschichte spielt, ein Unikum bei Chessex, nicht in der Gegenwart, sondern im 18. Jahrhundert. Der Ort ist vertraut, nahe bei Ropraz im Gros de Vaud. Der Stoff der Geschichte wird doppelt in zeitliche Distanz gelegt: durchs 18. Jahrhundert und dadurch, dass die Geschichte von einem 75jährigen Ich-Erzähler erzählt wird, der darin etwas berichtet, was ihm als Adolleszenten widerfahren ist. Das Buch beginnt so: «*Mon nom est Jean de Watteville. Aujourd'hui j'ai soixante-quinze ans, mais j'en ai dix-huit quand a lieu ce rêve, et je viens d'être chassé du château d'Ussières.*»

In der Erzählung wird nun geschildert, wie der junge Theologiestudent Jean – Chessex hat eine Vorliebe für problematische Theologen – bei seinem Onkel, der die Waise wie an Kindesstatt hält, einen Sommer in dem schönen, friedvollen Ussières verbringt; bis er eben daraus vertrieben wird. Der Onkel ist ein gebildeter Mann, mit den Grössen seiner Zeit befreundet; die denn auch in diesem Sommer in Ussières vorsprechen: *Albrecht von Haller, Casanova, Rousseau*, und vor allem *Voltaire*, den der Junge schätzen und bewundern lernt: Als Fünfundsiebzigjähriger träumt er ja eben noch von ihm! Das friedliche Ussières, der gepflegte Umgang der Menschen miteinander, die gelehrten Gespräche beeindrucken den jungen Jean: Ussières ist eine heile Welt.

Doch dem jungen Mann tun sich mit der Zeit Risse auf in dieser schönen Ordnung; die Idylle wird ihm zum «*comme si*»:

«*Dans la maison chacun fait comme si le drame ne pouvait exister à Ussières, et n'existait nulle part ailleurs dans le monde: comme si tout un ensemble de lois bénéfiques régissait l'ordre de la planète ... J'ai décelé des fissures sous notre surface polie.*» Die

Risse in der heilen Welt des jungen Theologiestudenten rühren von der schönen Aude Bellet her, die, ebenfalls Waise und ein bisschen älter als Jean, in Ussières als eine Art Gesellschafterin und Bedienerin waltet und in die er sich insgeheim unschuldig verliebt hat: «*...votre serviteur pour toute la vie ein Dieu, si vous le voulez bien, Aude aimée*». Aude geht allerdings bereits weit weniger unschuldigen Liebesabenteuern nach: Jean hört, wie sie nachts aus dem Haus schleicht und erst gegen morgen wieder in ihr Zimmer zurückkehrt. Eifersucht und Entrüstung überwältigen ihn. Er sieht sie in seiner Vorstellung sogar mit dem alten, mageren Voltaire ins Bett gehen: «*La jeune fille et la mort. Proie du vieux pitre tout en os.*» Schliesslich poltert er eines Nachts an die Türe von Voltaires Zimmer, verlangt wild, dass Aude herauskomme, die gar nicht dort ist, und provoziert damit in dieser friedlichen Welt den Skandal, in dessen Folge sein Onkel ihn mit Geld versieht und von Ussières wegweist.

Eine Vertreibung aus dem Paradies! Voltaire, von dem Jean den Eindruck hat, dass er eigentlich immer posiere, stets nur eine Rolle spiele, gewinnt für dieses Leben in der Vertreibung nun eine vorbildliche Bedeutung: «*Je comprends que ce jeu, pour M. de Voltaire, est une affaire de lumineuse sincérité.*» Das heiter Geordnete ist eine Täuschung, ein blosses Spiel; aber ein notwendiges und deshalb ernsthaftes – ein bewusster Halt über dem Abgrund der Wahrheit: «*Le chaos, qui est notre lieu originel*», notiert sich Jean de Watteville einmal; und Chessex selber sagt in «*Dans la buée de ses yeux*»: «*J'ai besoin d'ordre et de paix pour penser et pour agir devant le désordre et devant la mort.*»

Die alten Themen des Autors kehren auch hier wieder; aber kaum verheerend, ohne zerstörerische Lust, ohne fürchterliche Ordnungsautorität: Der schönen Aude geschieht nichts, und die sanfte Wegweisung von Ussières ist höchst harmlos im Vergleich zu dem, was anderen Figuren bei Chessex widerfährt. Die relative Leichtigkeit, Luftigkeit der Geschichte hat ihren tiefen Grund: Dem Jüngling Jean de Watteville steht, indem er das Paradies verlässt, eben noch bevor, was ihn als erwachsenen Mann plagen wird – die Lust die Ordnung und der Tod. ♦

Die in den letzten zwei Jahren erschienen Bücher von Jacques Chessex:

Les Elégies de Yorick. Poèmes. Bernard Campiche Editeur, Yvonand 1994, 183 S.

Le Rêve de Voltaire. Récit. Editions Grasset, Paris 1995, 105 S.

(dt. *Voltaires Traum*, Benziger, Zürich 1996).

Le temps sans temps. Poèmes. Le cherche midi éditeur, Paris 1995, 56 S.

Dans la buée de ses yeux. Chronique. Bernard Campiche Editeur, Yvonand 1995, 98 S.

Feux d'Orée. Morceaux. Bernard Campiche Editeur, Yvonand 1995, 98 S. (Vom Autor durchgesehene Neuauflage).

Reste avec nous et autres récits. Bernard Campiche Editeur, Yvonand 1995, 95 S.

(Vom Autor durchgesehene und durch einen Text ergänzte Neuauflage.) *La Mort d'un juste.* Roman. Editions Grasset, Paris 1996, 319 S.

Alexandra M. Kedves

SPIEL MIR DAS LIED VOM TOD

Peter Zeindlers neuer Kriminalroman «Salon mit Seerosen»

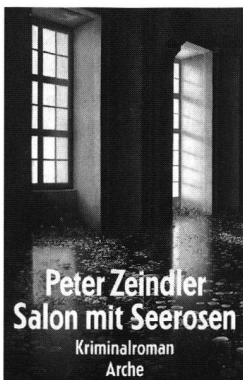
Als Verfasser von Hörspielen, Drehbüchern, Dramen und Prosa ist Peter Zeindler eine feste Grösse im hiesigen Literaturbetrieb. Der vielfach ausgezeichnete Autor (zuletzt: «Ehrengläuser 1996») hat nun zwei Linien seines Schaffens verknüpft.

«Das Dröhnen war zu einem quirlenden Geräusch, einem fernen Glucksen verebbt, als ob sich unter ihm ein lebendiges Gewässer seinen Weg suchte, durch die Ritzen im Parkett drang, sich dann ausbreitete und immer höher stieg»: Der Anruf des Arztes hat den alten Mann hinter dem pompösen Schreibtisch für ein paar Schrecksekunden mit seiner Sterbens-Angst konfrontiert – eine Schlüsselszene in diesem Roman über Tod und (im Wortsinn) verspieltes Leben. Der 70jährige, verwitwete Korber, ein gewiefter Wirtschaftsjurist, der geschickt zwischen gesetzlicher Grauzone und Geldwäschekriminalität zu lavieren versteht, weiss nun, dass der von ihm eingefädelte 15-Millionen-Dollar-Rohöl-Deal sein letztes Geschäft sein wird. Das Diktum «mors certa, hora incerta» aber möchte dieser Macher für sich nicht gelten lassen. Rapp, Businessman und jetzt Geschäftsführer einer Vereinigung für humanes Sterben, soll dem Krebskranken als Sterbebegleiter in einem feierlichen Zeremoniell zum würdigen Abgang verhelfen. Dass Korber Rapp einst die Freundin ausspannte und sie heiratete, macht den noch immer gekränkten Casanova allerdings nicht gerade gefügig. Auch die Beteiligung am Rohöl-Deal taut den trotzigsten Todesengel nicht auf. Doch Korber behält das Heft in der Hand: In einem grossen Showdown kommt es zur gleich mehrfachen Abrechnung, koste es, wen es wolle.

Peter Zeindler zeichnet in seinem neuen Roman achteinhalb Tage im Leben einer Figur zwischen Angst, in die sich unvermutete Sanftheit schleicht, und dem Willen, «das Schicksal zu zwingen»; einer Figur, die sich trotz rigoroser Regieführung als Schauspieler auf der blutleeren Bühne eines Lebens begreift, das in Wirklichkeit anderswo stattfindet. Auch Korbers Tochter und ihr Freund erfahren das Leben, allen Aus-

bruchsversuchen zum Hohn, als fremdbestimmt, verpatzt und verpasst. Gespiegelt in der personalen Perspektive dieser drei Protagonisten, entwickelt sich – vor den Kulissen des Kriminalromans – im Verlauf von 24 Szenen ein existentialistisch-psychologisierender Totentanz. «Schon immer waren mir das Atmosphärische von Schauplätzen oder die Vibrationen zwischen Menschen wichtiger als die Handlung», gesteht der Meister des Agentenromans. So sei dieses Genre, in dem er nur mit «angezogenen Ellbogen», ohne Ironie und üppige Bildwelten, schreiben dürfe, für ihn vorerst ausgereizt. Nach der autobiographischen Grotteske «Ausgetrieben» (1995) folgt denn nun auch ein Roman, in dem die «Russenmafia» nur noch eine unwesentliche Rolle spielt; ein (stellenweise allzu) dicht choreographierter Reigen komplexer Reflexionen und Leitmotive. Er umschliesst das titelgebende Bild «Salon mit Seerosen» des mit Zeindler seit langem befreundeten Malers Dieter Leuenberger, das vom Symbol zur fiktionalen Gegenwart mutieren wird und so das selbstreflexive Spiel mit den wechselnden Ebenen der Inszenierung erweitert.

In genauer, wenn auch zuweilen penetrant durchgeführter Analyse präsentiert Zeindler das literarische Psychogramm eines Typus', der sich unentwerrbar in den Aporien unserer Zeit verheddert hat – die symbolisch aufge- und gelegentlich überladene Personalakte des zahlungskräftigen Zynikers auf der uneingestanden Suche nach dem verlorenen Zauber. Zwar versagt der Roman wegen unrealistischer Überfrachtung seiner Figuren und Zusammenhänge als Krimi, doch verwandeln ihn versiert komponierte Vielschichtigkeit und rhetorisches und rhythmisches Vermögen in eine gelungene Vorstellung der verwaisten Voyeure des Lebens im ausgehenden 20. Jahrhundert. ♦



Dieter Leuenberger:
Salon mit Seerosen
(urspr. Palazzo mit Seerosen). Schutzumschlag
von Peter Zeindlers
Kriminalroman Salon mit
Seerosen, Zürich und
Hamburg (Arche) 1996.